langen. Die Dauer jeder Vereinbarung, die über den Dawes-Bericht erzielt wurde, hänge von der Sicherheit ab und es sei von der größtmöglichen Bedeutung, daß der britische Standpunkt in dieser Frage völlig klargestellt werde. Erstens müsse die Sicherheit, die Frankreich gegeben werde, nicht als eine separate Garantie gegeben werden, sondern als Teil einer Allgemeinverpflichtung, Großbritannien auf Grund der Völkerbundssatzung; zweitens müsse die Frankreich angebotene Sicherheit, welcher Art sie auch sein könnte, gleicher Weise auch Deutschland angeboten werden; drittens, damit dies möglich werde, sei es klar,

daß Deutschland in den Völkerbund aufgenommen und einen Sitz im Völkerbundsrat erhalten müsse

Aber dies sei nicht genug. Seiner Ansicht nach seien die Franzosen berechtigt, noch mehr zu fordern, England müsse sich verpflichten, Frankreich und Deutschland den Gebrauch seiner Macht gegen jeden der beiden Staaten zu garantieren, der dem andern einen Streit aufdrängt, ohne die Maschinerie des Völkerbundes in Gang zu setzen. Dies dürfte jedoch nicht auf Frankreich und Deutschland allein Anwendung finden, sondern müsse kollektiv allgemein für die im Völkerbund vertretenen Mächte gelten. Dies sei die einzig wirksame und praktische Gestalt, in der irgendeine Sicherheitsgarantie gegeben werden könnte. Bevor eine Garantie zur Durchführung gebracht werden könne, müsse jedoch das britische Reich seine Zustimmung geben. Asquith schloß unter Beifall, wenn man dies erreichen könne, und er glaube, es sei möglich, so werde man darin einen guten Schritt getan haben, um das Ziel des Völkerbundes zu erreichen, nämlich die Verhinderung unnötiger Streitigkeiten und die Aufrechterhaltung eines dauernden Weltfriedens.

Nach Asquith ergriff

Baldwin

das Wort. Er erklärte, Asquith habe Argumente entwickelt, mit denen er in hohem Maße sympathisiere. Baldwin spottete dann, weil die Regierung seit ihrem Amtsantritt ihre Ansichten geändert habe. Er wies darauf hin, daß die Arbeiterpartei im letzten Jahre und bei den Neuwahlen eine Revision des Versailler Vertrages gefordert habe, und sagte, die Regierung erhalte die volle Kontinuität der konservativen Außenpolitik bezüglich des Versailler Vertrages und der daraus entstehenden Fragen aufrecht. Seiner Ansicht nach bestände alle Hoffnung, daß die Konferenz etwas erreichen werde, Baldwin fragte weiterhin, ob Sanktionen vereinbart werden sollen, bevor die Frage eines Verzuges entstehe, oder ob sie erst erwogen werden würden, nachdem ein Verzug stattgefunden habe. Er höre, daß die Konferenz ohne Deutschland beginnen werde, daß aber die deutschen Vertreter zur Teilnahme aufgefordert werden würden, wenn die Alliierten ein Uebereinkommen erzielt hätten. Baldwin betonte die großen Erleichterungen, die Deutschland durch den Dawes-Bericht angeboten würden, und sagte, es würde auf seiten Deutschlands kein Zögern bestehen, ihn anzunehmen. Er hoffe, die Konferenz werde ihre Aufgabe so lösen, daß sie diese Zustimmung von Deutschland mit der geringstmöglichen Verzögerung erhalten werde. Baldwin untersuchte die Vorteile, die der Bericht Deutschland biete und wies insbesondere auf die Stabilität der Währung sowie auf die Anleihen hin, was, wie er sagte, eine sehr bemerkenswerte Behandlung eines geschlagenen Feindes darstelle.

Macdonald

erklärte, er wolle die Frage, warum in der letzten Woche gewisse Sachen auftauchten, nicht erörtern. Im Augenblick seien sie erledigt und er sei vielmehr interessiert an dem kommenden Mittwoch, als an dem vorangegangenen Donnerstag. Hinsichtlich der Verpflichtungen, die Deutschland durch den Dawesbericht auferlegt würden, sei es die Frage, ob bei einem Punkt oder zwei Punkten des Berichtes man versuche,

von Deutschland Verpflichtungen zu verlangen, die nicht legal im Bereiche des Versailler Vertrages liegen

Diese Fragen seien den Rechtssachverständigen vorgelegt und würden bei ihnen bleiben, bis deren Berichte der interalliierten Konferenz vorgelegt würden. Es sei eine einfache Tatsache, daß es nach der Veröffentlichung der Dawesberichte unbedingt wesentlich sei, daß irgendwelche Abkommen zwischen den Ländern, Besprechungen zwischen den Ministerpräsidenten und Außenministern vorausgingen. Dies sei geschehen, Macdonald fuhr fort, es sei ihm gleichgültig, ob man sage, das sei geheime oder öffentliche Diplomatie. Die Politik, die seit dem Tage, an dem er die Schwelle des Auswärtigen Amtes als Staatssekretär des Auswärtigen überschritten habe, von ihm befolgt worden sei, sei auf die Meinung gegründet,

daß in Europa nicht Frieden herrschen könnte, ehe Frankreich und Großbritannien das Maß von Einigkeit erreicht hätten, das ihnen einige Jahre lang fremd gewesen sei

Man müsse jedoch, während man sich bestrebe, Frankreich alle Sicherungen nach dem Versailler Vertrag zu verschaffen, bemüht sein zu verhindern, daß Frankreich die gesetzlichen Bestimmungen des Versailler Vertrags überschreite. Er werde sein Bestes versuchen, eine vollständige Einigung zwischen England und Frankreich zu erreichen, und dafür sorgen, daß den Kapitalgebern jede Sicherheit verschafft werde. Bezüglich der

Teilnahme der Vereinigten Staaten an der Reparationskonferenz

erklärte Macdonald, es sei notwendig für Amerika, auf dem vorgeschriebenen gesetzlichen Wege darüber zu bestimmen, ob ein offizieller Vertreter ernannt werde. Die Frage des Schiedsrichteramtes Amerikas sei in dem Konferenzprogramm als Alternative aufgenommen. Er wies weiter darauf hin, daß das Abkommen von Spa auf der Londoner Konferenz nicht wieder erörtert werde. Es werde kein Sanktionsprogramm, sondern nur ein im allgemeinen Interesse der Alliierten stehendes Programm im Falle einer Verfehlung festgestellt werden.

Im Schlußteil seiner Rede erklärte Macdonald: Die sofortige Aufstellung eines Sanktionsprogramms würde nur bedeuten, daß Deutschland eine Warnung erteilt werde, wie man es im Falle eines Verzugs bestrafen würde. Nur ein Tor könne daran denken, etwas Derartiges zu tun. Was

die Sicherheitsfrage

anlange, so sei der Standpunkt, den Asquith entwickelt habe, auch immer sein eigener Standpunkt gewesen. Er habe vor kurzem im Unterhause erklärt, daß, soweit er sehen könne, allein der Weg über den Völkerbund zum Ziele führen werde. Der zu schließende Pakt, wenn man dies Wort gebrauchen könne, dürfe nicht ein zweiseitiger, es müsse ein allseitiger, ein allgemeiner Pakt sein.

Das liberale Unterhausmitglied Spears bat um Informationen über die Lage, die durch die

Räumung des deutschen Gebietes durch die britischen Truppen

geschaffen werden würde. Er habe, sagte Redner, von zuständiger Seite gehört, daß die Zone, die einmal geräumt worden sei, nicht wieder besetzt werden könnte, wenn nicht eine erneute Verzugserklärung erfolgte. In diesem Falle würde die Kölner Zone, nachdem sie von den Engländern geräumt sei, nicht durch französische Truppen besetzt werden können, außer wenn jene Eventualität eintrete.

Außen Chamberlain

kritisierte hierauf heftig Macdonalds Verhandlungen mit Herriot in Chequers. In seiner Einladung zur Londoner Konferenz habe Macdonald die Rechtsgültigkeit des Versailler Vertrages in Frage gestellt, die Autorität der Reparationskommission verleugnet und Deutschland einen Vorwand zum Zögern und Feilschen über die Annahme der Bedingungen des Daweskomitees gegeben (!). Die Konservativen beständen auf folgender Politik:

1. **Wollten sie aufrichtig den Versailler Vertrag annehmen und aufrechterhalten, als einzige mögliche Grundlage für das öffentliche Recht Europas.**
2. **Wollten sie die Aufrechterhaltung der Entente mit Frankreich zum Kardinalpunkt ihrer Politik machen.**
3. **Wollten sie die Forderung, daß Deutschland seine Verpflichtungen erfülle, zur Richtlinie ihrer auswärtigen Politik machen.**

Dafür wären sie, wenn Deutschland die Verpflichtungen, wie sie ihm jetzt vorgelegt würden, aufrichtig annehme und loyal erfüllte, bereit, die Integrität Deutschlands zu respektieren und seine Rückkehr in die Gemeinschaft der Nationen willkommen zu heißen. Außerdem suchten sie die Verbindung mit Amerika zu sichern, wo immer es möglich sei.

Morel

erklärte, der Dawes-Bericht sei von Anfang an mit der großen Befürchtung betrachtet worden, daß er eine Enttäuschung bedeute, und diese Befürchtung sei durch die Ereignisse der letzten Tage und durch das, was man im Laufe der Debatte gehört hätte, nicht vermindert worden. Die bemerkenswerteste Erklärung in Herriots letzter Rede sei die gewesen, daß er dem französischen Volke versprochen habe, daß man 40 Jahre lang 135 Millionen Pfund Sterling von Deutschland erhalten werde. Das sei

ein Sommernachtstraum

der gefährlichsten Art, da er Hoffnungen erwecke, die sich nicht erfüllen könnten. Morel hob hervor, daß die ganze Reparationspolitik eine furchtbare Gefahr enthalte, weil sie, wenn sie erfolgreich wäre, die deutsche Ausfuhr verstärke und dadurch den Ruin für die englische Industrie herbeiführen würde.

Ist Mussolini unentbehrlich?

Die Mahnung eines blinden Sehers — Wachsende Spannung in Italien — Ein bedenkliches Verzweiflungsmittel der Regierung

Von unserm römischen ♂-Mitarbeiter

Rom, 11. Juli

Trotz aller Beruhigungsversuche, trotz aller Schönrednerei, ja, trotz aller Windstillen und Flauten, die für Stunden und Tage scheinbar immer wieder den politischen Sturm unterbrochen, den der Fall Matteotti in Italien erregt hat, ist die wachsende Schwierigkeit der innenpolitischen Situation des Fascismus doch unverkennbar. In seinem ersten Ministerrat hat das umgebildete Ministerium diesen Zustand feststellen müssen. Der Innenminister Federzoni, ein reiner Fascist, „hat", so drückt sich das offizielle Communiqué aus, „ausführlich über die Lage im Lande berichtet, die einen Zustand wachsender Spannung zwischen den fascistischen Massen und aufrührerischen Elementen zeigt besonders in einigen Gegenden".

Der Ministerrat hat sich dann ausführlich mit den Maßnahmen beschäftigt, die geeignet erscheinen, um diesem Zustand „wachsender Spannung" entgegenzutreten. Die wichtigste Maßnahme, die er bei dieser Gelegenheit beschlossen hat, besteht nun in der Einschränkung der Pressefreiheit. Schon am 12. Juli 1923 hatte sich das damals ausschließlich aus Fascisten zusammengesetzte Ministerium mit dieser Frage beschäftigt und ein Dekret beschlossen, das wesentliche Beschränkungen der im liberal aufgebauten Staatswesen Italiens selbstverständlichen Preßfreiheit enthielt und vor allem eine entscheidende Bestimmung von großer Tragweite, nämlich die Abschaffung des sogenannten „Sinredakteurs": nach den neuen Bestimmungen sollte der Chefredakteur des Blattes direkt für den Inhalt seiner Zeitung verantwortlich sein. Dieses Dekret aber ist, wie sich die hiesigen Blätter ausdrücken, seitdem in Mussolinis Schublade liegengeblieben. Warum, weiß man nicht genau. Jedenfalls war man Mitte 1923 der öffentlichen Meinung wesentlich sicherer und konnte sich den „Luxus" der Pressefreiheit erlauben.

Aber heute ist das anders geworden. Der Fall Matteotti hat Italien aufgerüttelt. Mancher Schweiger hat seine Stimme wieder erhoben, mancher Aengstliche hat neuen Mut bekommen, mancher Unterdrückte versucht die Fesseln abzustreifen. Italien besinnt sich in diesen Tagen auf seine demokratische Herkunft. Leider sehen wir auch manche Feigheit, manchen Opportunismus, manche Charakterlosigkeit, die dieses an sich erfreuliche Bild trüben. Wenn die Regierung die gewissenlose Haltung eines guten Teiles der italienischen Presse anläßlich der jüngsten Ereignisse tadelt, so hat sie nicht unrecht: falsche und tendenziöse Nachrichten, eine Art journalistisches Verfahren in der Sache Matteotti neben dem Gerichtsverfahren, eine unglaubliche Freude und Schadenfreude an Sensationsmeldungen aller Art — das sind gewiß keine Erscheinungen, die zur Beruhigung des Landes beitragen können.

Aber eine andre Frage ist es doch, ob die Ausarbeitung jenes Dekrets über die Freiheit der Presse, heute nach fast einem Jahr, das geeignete Mittel zur Beruhigung der Oeffentlichkeit ist. Bis weit in die Reihen der fascistenfreundlichen Presse hinein wird das neue Dekret mit aller Entschiedenheit abgelehnt, die Pressevereine protestieren, selbst uninteressierte Kreise des Volkes murren. Da habt ihr, so sagt man der Regierung, die Sezession der oppositionellen Parteien aus der Kammer beklagt, weil ihr sagt, daß auch die Stimme der Gegner, klärend und mahnend, von Nutzen sein kann, und nun wollt ihr die Stimme der Opposition nicht einmal durch die Presse vernehmen? Der Vorwurf scheint nicht unberechtigt. Für den weniger leidenschaftlich interessierten auswärtigen Beobachter ist die Problemstellung indessen doch eine andre.

Sie lautet: Wohin steuert die Regierung? Man hat den Staat oft genug mit einem Schiff verglichen. Leider ist der feste, zielbewußte Kurs, mit dem Mussolini das italienische Staatsschiff in einer bestimmten, von ihm bestimmten Richtung gelenkt hat, durch den Sturm der Affaire Matteotti unterbrochen worden. Der Sturm treibt das Schiff hin und her, und dem Steuermann bleibt nur die eine Aufgabe: zu retten, in den Hafen zu gelangen. Und wie bei allen gefährlichen Stürmen blaß es von allen Seiten.

Wir schilderten schon das Erwachen der Opposition. Leider ist aber auch eine alte große Gefahr innerhalb des Fascismus erwacht: der „Squadrismus". Was das eigentlich ist, läßt sich nicht so genau definieren: Patriotische Kriegsteilnehmerverbände, gewisse Gruppen d'Annunzioscher Legionäre, abenteuerliche Ausgeburten der Kriegs- und Nachkriegspsychose, mit einem Wort, gute und schlechte Elemente, welche das Erlebnis des Weltkrieges entscheidend beeinflußt hat. Diese Leute haben das Waffenhandwerk leider zu gut erlernt und wollen vom Gewohnten nicht lassen. In den Zeiten, da der Fascismus seine große reinigende Aktion gegen den Sozialismus oft mit Gewalt durchführen mußte, konnten sie der Bewegung nützlich sein, aber heute sind diese Leute eine schwere Last. Sie waren ein wenig zur Ruhe gekommen. Nun, da die Lage wieder kriegerisch ist, da die Opposition erwacht, erwachen die alten Instinkte dieser Leute.

Unter der Führung eines ihrer Häupter, des Abgeordneten Farinacci, erheben sie drohend das Haupt. Und schließlich: auch die Mannschaft an Bord des Staatsschiffes zeigt nicht immer Disziplin. Jetzt zeigt es sich, wer sich Mussolini lediglich aus Opportunismus angeschlossen hat. Jetzt zeigt es sich, daß vor allem ein guter Teil der vielfarbigen Liberalen Partei nur unsichere Bundesgenossen sind. Niemand, wahrlich, kann sich wünschen, in diesem Augenblick in der Haut des „duce" zu stecken. Er muß weiter steuern und weiß doch, daß er das Ziel nicht erreichen kann.

Das neue Dekret gegen die Freiheit der Presse ist eine Maßnahme höchster Not. Es könnte so aussehen, als ob er damit sich dem Winde, der von rechts weht, anvertrauen will, um hart gegen den Wind, der von links weht, anzukämpfen. Aber vielleicht bringen uns die nächsten Tage schon wieder eine Kursveränderung. Jedenfalls ist Vorsicht geboten, denn jede falsche Wendung des Steuers könnte gefährlich werden. Mussolini darf in diesem Augenblick eigentlich nur auf sich selbst vertrauen.

Das ist der Grund, warum dieser Mann weiten Kreisen, selbst Kreisen, die ihn persönlich nicht lieben, noch immer als unentbehrlich gilt. Zwar rüstet sich die Opposition zur Nachfolge, aber wie eine solche Nachfolge aussehen kann, kann sich eigentlich niemand recht vorstellen. Um so schlimmer, um so trauriger, um so tragischer ist es, daß nun von sehr weiser, ehrlicher, unvoreingenommener Seite das Wort gefallen ist, daß auch Mussolini entbehrlich sei.

Ein blinder Seher hat diese Meinung ausgesprochen: Carlo del Croix. Dieser Mann, der sein Augenlicht während des Krieges eingebüßt hat, ist seit Jahr und Tag Vorsitzender des großen und einflußreichen Verbandes der italienischen Kriegsinvaliden. Als solcher hat er die Regierung Mussolini lebhaft unterstützt und ist bei den letzten Wahlen als Abgeordneter der Mehrheit auf dem Monte Citorio eingezogen. Immer war er ein treuer Freund des „duce". Aber dieser Blinde, der von diesem Leben nicht mehr viel zu erhoffen hat, hat es von jeher verstanden, mit seinem geistigen Auge in das Innere der Dinge zu dringen und die Zukunftsmöglichkeiten, besser die Ewigkeitswerte der Tageserscheinungen zu prüfen.

Es war in den Tagen nach dem großen fascistischen Wahlsieg. Del Croix und zahlreiche seiner Freunde hatten sich zu einem Festessen zusammengefunden, das in einem einfachen, stillen Restaurant der römischen Innenstadt stattfand. Ich saß am Nachbartisch. Del Croix wurde erwartet. Die andern saßen schon seit alle um die gedeckte Tafel, mit südlicher Lebhaftigkeit, mit ausgelassener Heiterkeit, mit witzigen und ernsthaften Reden den Raum erfüllend. Da betrat der Blinde den Saal: eine große, schwere Gestalt, ein mächtiger, quadratischer Kopf, der etwas an den Kopf Mussolinis erinnert, und darin die zwei zerrissenen, leblosen Augen. Er ging zugleich mit Unsicherheit und Sorglosigkeit, wie es den Blinden eigen ist, am Arme seiner schmächtigen, kleinen Frau. Er grüßte alle freundlich, er sprach mit jedem ein höfliches Wort, auch mit dem Wirt und den Kellnern, die sich um ihn bemühten, aber durch seine Anwesenheit legte sich doch etwas wie schwerer, nachdenklicher Ernst über die laute Gesellschaft, und eine Stille umgab diesen Mann, dessen tote Augen in eine andre, in eine weitere und größere Welt hinüberblickten. Den Ernst, den damals seine Freunde empfanden, kann heute das italienische Volk empfinden, wenn es die Worte liest, die er in Fiume auf dem Kongreß der Invalidenvereinigungen mitten in das laute, höfliche Durcheinander der jüngsten italienischen Politik hineingesprochen hat. Und auch die Regierung, auch Mussolini wird diese Worte hören müssen, die unmittelbar an sie gerichtet sind: „Wenn ihr", so hat Del Croix zu den Herrschenden gesagt, „auf dem Wegen der Eintracht, auf den Wegen des Gesetzes weiterschreiten werdet, so werden alle Kriegsverletzten, alle Italiener mit euch sein. Aber wenn ihr das nicht wollt, nicht könnt, erinnert euch daran, daß Italien ein großes Volk hat, fähig zu allen Wundern, fähig zu allen Kühnheiten; daß alle notwendig sind, aber daß niemand unentbehrlich ist; und daß die Nation in ihrem Gewissen die Kraft finden wird, um nochmals ihre letzte Schlacht zu schlagen und um nochmals ihren letzten Sieg zu gewinnen."

Das sind Worte eines absoluten Idealisten. Das sind Worte, die über die Gegenwart hinausgehen. Das sind Worte, die nicht im Sturm verhallen dürfen, wenn es um den „neuen Kurs", wenn es um die Rettung aus schwerer, noch lange nicht überwundener Not geht.

Ricarda Huch

Zum 60. Geburtstag der Dichterin am 18. Juli

Von Dr. Otto Ernst Hesse

Eine Frau, die in einem Riesenwerk nur ein einziges Mal ein ausgesprochenes Frauenthema behandelt hat, fällt in einer Zeit, deren Führerfrauen so feministisch eingestellt sind, daß man fast von einem feministischen Zeitalter sprechen kann, auf. Es gibt Bücher, von Ricarda Huch, besonders von der älteren, die kaum ahnen lassen, daß eine Frau sie geschrieben hat. So könnte man fast auf den Gedanken kommen, diese Frau wäre unfraulich, wäre nicht Weib, das dem Weltbild des Mannes ein Weltbild der Frau gegenüberzustellen trachtet. Dieser Gedanke darf gedacht werden. Er muß gedacht werden, weil hinter seiner Formulierung die Enge und die Weite dieser großen Frau beginnt. Negativ ausgedrückt wäre zu sagen: Ricarda Huch hat als Weib und mit ihrem Frauentum keine kulturelle Position geschaffen; darin sind ihr kleinere Frauen über. Positiv gesagt: Ricarda Huch ist die einzige lebende deutsche Frau, die das Format und das geistige Recht hat, mit den ersten Männerköpfen auf einer Ebene zu atmen und zu schaffen.

Man muß diese Antinomie von vornherein festlegen, um Ricarda Huch gerecht zu würdigen. Es soll nicht heißen, daß diese Frau ein Mannweib sei. Darunter versteht man das Gegenteil von dem, was Ricarda Huch ist: ein männliches Weltbewußtsein, gebrochen in einem sehr distanzierten weiblichen Einfühlungsvermögen. Es muß späterer gründlicher Analyse ihres Entwicklungsganges überlassen bleiben, alle — scheinbaren — Gegensätze und Widersprüche ihres literarischen Schaffens aus diesem Urwiderspruch abzuleiten. Hier und heute kann nur die Situation gezeichnet werden, in der die Dichterin und Schriftstellerin im sechzigsten Lebensjahr steht.

Man erinnere sich. Mit Gedichten und ein paar Dramen begann sie, bis der Neunundzwanzigjährigen in den „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren" der erste epische Wurf gelang. Wieder Gedichte und Erzählungen und erste theoretisch-historische Arbeiten. Dann 1899 „Blütezeit der Romantik", der 1902 „Ausbreitung und Verfall der Romantik" folgte. Selbst die Fachleute staunten über dieses Buch, daß Anstoß nicht nur einer Renaissance der Romantik, sondern auch einer neuen Art, Literatur- und Kulturgeschichte mit Phänomenologie zu verknüpfen, wurde. Die berühmt gewordenen Lebensskizzen „Aus der Triumphgasse" folgten, es folgte der Roman „Vita somnium breve" und der üppige Roman „Von den Königen und der Krone". Dann 1906 und 1907 der erste monumentale, doch nicht vollendete Eposversuch „Die Geschichten von Garibaldi", eine italienische Epoche aufhebend, die sich in den Essays „Das Risorgimento" und dem „Leben des Grafen Federigo Confalonieri" auswirkte. Dann, nach Nebenwerken, die Trilogie über den 30jährigen Krieg, „Der große Krieg in Deutschland" und, das Thema essayistisch fortspinnend, „Wallenstein", „Luthers Glaube" und der „Sinn der Heiligen Schrift". Schließlich die philosophische Situationsbestimmung in der „Entpersönlichung" und die Anwendung der gefundenen Erkenntnisse auf die Entwicklungsgeschichte Europas im 19. Jahrhundert, wie sie sich im letzten Werk, „Michael Bakunin und die Anarchie", im vorigen Jahre kristallisierte.

Mit Unterschlagung von einem Dutzend Büchertiteln — welch riesenhaftes Werk! — sind damit die Hauptstationen des Werkes gegeben. Eine verwirrende Fülle, ein scheinbares Chaos von Themen und Stoffen, ein ganzer Korb voll von Widersprüchen und Antinomien; und doch der Kosmos eines Geistes, der sich folgerichtig auswuchs. Wir wissen nichts Privates von Ricarda Huch, und auch dies ist eine männliche Erscheinung: daß ihr Werk von allem Privaten gelöst als geistiger Wachstumvorgang zu begreifen ist.

Die produktive Art und die interpretierende Begabung oder, einfacher gesagt, Herz und Hirn, Fantasie und Verstand liegen bei ihr immer im Kampf. Wenn man will: ihre geistige Haltung der Welt gegenüber war anfangs alexandrinisch. Ueberscharfe Bewußtheitlichkeit entrückten sie dem Leben, in das sie sich immer wieder stürzte, um eine neue Lebensaktivität zu gewinnen. Diese Gebrochenheit des Fühlens und Denkens machte sie zu der großartigen Interpretin der Romantik. Das Problem des Bewußtseins, des analysierenden Verstandes, der das Leben wegfrißt, ist bis heute ihr Problem geblieben. Es ist lächerlich — wie es geschehen ist — Abgründe zwischen einer frühen und einer späten Ricarda Huch sehen zu wollen. Es führen deutlich die Wege und Pfade von den Romantikbüchern zu der „Entpersönlichung" und dem „Bakunin", und diese Wege und Pfade sind die Wege und Pfade einer Kämpferin gegen die eigene Ueberbewußtheitlichkeit.

Das Buch „Entpersönlichung", das das Lutherbuch und das Bibelbuch zusammenfaßt und weiterführt, hieße besser „Entwicklung" oder „Entrationalisierung". Denn die Philosophin meint mit Entpersönlichung eine vertiefte Verpersönlichung. Sie sieht sie — hegelisch — in einer Bejahung der Antinomien, die das Leben haben muß, wenn es fruchtbar, wenn es lebendig bleiben soll. Mit klarstem Bewußtsein kehrt die alternde Huch sich gegen das Bewußtsein, dessen Steigerung und Uebersteigerung ins Nichts, in die Auflösung des Lebens, in die Negierung Gottes führen muß. Der Mensch kann nicht alles wollen. Es gibt Punkte, wo er aufhören muß, zu wollen. Es gibt eine schaffende Kraft, von der alles Leben ausgeht, und die ist von unserm Willen unabhängig. Wille, der aus der Ueberlegung des analysierenden Bewußtseins kommt, kann sich mit dieser Kraft nicht auseinandersetzen. Die Kraft, mit der wir dieser Kraft nahen dürfen, ist der Glaube. Der Glaube führt den Einzelnen immer wieder zum Ganzen, zu Gott zurück. Man muß ihn sich wahren, um nicht in der Einzelheit steril zu werden, um nicht als faules Individuum dem Tode zu verfallen.

Zeigt sie in der „Entpersönlichung" hauptsächlich an Goethe diesen Kampf zwischen isolierendem Selbstbewußtsein und immer wieder befruchtendem Gottbewußtsein, so wird ihr Bakunin im letzten Werk ein neuer Anlaß, den gewonnenen Standpunkt zu dokumentieren. Es gibt in diesem prachtvollen Buch ein Kapitel „Marx und Bakunin", das für die Dichterin selbst gleichnishaft ist. Die zwei Seelen, die in ihrer Brust leben, findet sie in verschärfter Individualisierung in Bakunin und Marx wieder. Der Kampf, der zwischen den beiden sich abspielt, ist das Symbol ihres eigenen Lebenskampfes. Marx: das ist die Ueberzüchtung des isolierenden und regulierenden Verstandes in ihr; Bakunin: das ist ihre Sehnsucht nach widerspruchsreichem, alle Antinomien bejahendem Da-Sein. Stand sie in den Romantikbüchern jener Ueberbewußtheit der Urromantiker noch sympathisch, ja bejahend gegenüber, so hat sie sie jetzt als die große Gefahr Europas erkannt. Sie hält nun ganz zu Bakunin, d. h. sie hat in sich den Individualismus überwunden und predigt ein Gemeinschaftsgefühl, das, ohne verschwommen und unklar zu sein, sowohl die germanische Sozialhingabe wie den gläubigen Atheismus der germanischen Mystik einbegreift.

„Man sollte es als ein wunderbares Beispiel betrachten, wie das Entgegengesetzte aus einer Brust quellen kann, ohne sie zu zerreißen", schreibt sie im „Bakunin"; „das dem Verstande Unbegreifliche löst der lebendige Mensch lebendig." Auch diese große Frau, dieser Geist, der immer größer und tiefer wird, je mehr man sich mit ihm beschäftigt, ist nur zu lösen, wenn man sich ihr als lebendiger Mensch lebend naht. Ihr letztes Werk ist Sinngebung. Eine Sinngebung für das schwarzrotgoldene Deutschland, dessen Entwicklung sie mit diesem „Bakunin" — jenseits aller Politik auf der Ebene menschlicher Tatgröße — zu fördern hofft.

Kleines Feuilleton

= **Programm** für Mittwoch. Opernhaus: „Abenteuer des Casanova", ½8. — Schauspielhaus: Geschlossen. — Oper am Albertplatz (Neustädter Schauspielhaus): „Der Waffenschmied", ½8. — Neues Theater: Geschlossen. — Residenztheater: „Der fidele Bauer", ½8.

= **Mitteilung der Sächsischen Staatstheater.** Opernhaus. Donnerstag „Die Zauberflöte" mit Zottmayr, Schmalnauer, Liefel v. Schuch, Charlotte Schrader, Staegemann, Lange, Willy Stephan. Musikalische Leitung: Kutzschbach; Spielleitung: Staegemann. Anfang 7 Uhr.

= **Mitteilung der Oper am Albertplatz.** Am Mittwoch wird nicht „Der Freischütz" sondern „Der Waffenschmied von Worms" gegeben. Die Besetzung ist die der Erstaufführung. Musikalische Leitung: Dr. Rich. Engländer. Gekaufte Karten werden an der Kasse zurückgenommen.

= **Mitteilung des Neuen Theaters.** Auf Anregungen aus Presse- und Zuschauerkreisen wird im Einverständnis mit der Dresdner Kaufmannschaft der Zuschauerraum des Neuen Theaters erhöht. Die Ausführung hat nach Angaben des Architekten Lustig Baumeister Willi Kunath übernommen. Die Erhöhung sowie weitere technische Verbesserungen des Raumes werden zum Limburg-Gastspiel fertiggestellt sein.

= **Mitteilung des Residenztheaters.** Von Mittwoch an spielt Oscar Aigner als letzte Gastrolle den „Fidelen Bauer". Da Oscar Aigner schon Anfang August wieder in Köln auftreten muß, können nur wenige Aufführungen stattfinden. So wird sich der beliebte Künstler in dieser Rolle, die zu seinen besten zählt, für längere Zeit vom Dresdner Publikum verabschieden. Der Vorverkauf für diese Vorstellungen hat bereits begonnen.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19240716/2